

„Die ganze Woche lang nur Viecher“

Ein Dorflehrer, Ende der 1920er Jahre aus der Poebene in das gerade eroberte Territorium der Provinz Bozen, Alto Adige, zugewandert, erzählt von den Menschen, die in Sinich vor den Toren Merans versuchen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Die Versprechungen des Regimes auf eine neue Heimat jedoch erfüllen sich nicht. Lesen Sie einen Auszug aus **Andrea Rossis** Buch „Borgo Vittoria. Die verordnete Entstehung eines Dorfes vor den Toren Merans.“

Heute haben wir den 8. April 1945. Es ist Sonntag, der Tag der Christenmenschen. Der Tag an dem wir es alle sind, Menschen, meine ich ... und nicht nur die Herrschaften. Das ist eine Sache, die ich von meinem Großvater gelernt habe. „Der Sonntag ist der Tag der Christenmenschen“, sagte er immer. Was den Rest angeht, fügte er hinzu, von Montag bis Samstag, sind wir armen Christenmenschen allesamt nur Esel.

„Montag bis Samstag, Tage der Esel. Viecher mit gebeugtem Nacken, da führt kein Weg dran vorbei. Die ganze Woche lang nur Viecher!“ Die letzte Zeit aber, wie ich noch bei uns zu Hause wohnte, versuchte ich ihn zu korrigieren: „Sicher werdet Ihr Recht haben, Großvater, dass es da auch Esel gibt, aber dann sind da auch noch Maultiere. Weil, es stimmt schon, es gibt Esel, die wirklich keinen Kopf zum Denken haben oder die ihn nicht zum Denken hernehmen wollen und deswegen nichts wissen und rein gar nichts verstehen. Das sind die, Großvater, die nie aufschauen, und auch wenn sie es tun, können sie nicht anders, als zum Himmel schreien. Endlos und giftig, aber eben doch nur I-ah-Geschrei. Richtige Esel eben, versteht Ihr. Und dann sind da aber noch die Maul-



Fotos: Alle Fotos aus „Sinigo. Con i piedi nell'acqua“ di Paolo Valente (Jahresheft 2010)

cher, aber nur, weil jemand es so will, weil jemand ihnen den Rücken gekrümmt hat, mit Lastgut und Stockschlägen. Versteht Ihr?“ „Esel oder Muli, es gibt keinen Ausweg, Aristide. Nur am Sonntag sind wir alle Christenmenschen, weil's der Tag des Herrn und nicht-



tiere, die Muli, die ja auch einen Kopf haben, und denen die Lust nicht fehlen würde, ihn mit all den Dingen dieser Welt vollzustopfen. Die sind neugierig, die Muli, wisst Ihr, Großvater, und die spionieren herum. Die haben zwar gekrümmte Buckel, mag sein, auch nur Vie-

der Tag der Herrschaften ist.“ Und mit diesen Worten schloss er seine Ausführungen und setzte sich auf seinen Stuhl neben dem Kamin, egal, ob das Feuer an war oder nicht. Das war praktisch sein Gruß, wenn wir das Haus verließen, um uns zum Pfarrer in die

Stadt zur Messe aufzumachen. Neger, so nannten wir Enkel ihn, den schwarzen Großvater, weil er auch im Winter eine dunkle Haut hatte, von der Sonne verbrannt. Von der Sonne, der er bei der Arbeit ausgesetzt gewesen war und die dann an ihm haften geblieben war, tief in den tausend Falten in diesem Gesicht eines Alten. Und die Haare waren schwarz geblieben, wie in seiner Jugend. „Großvater, kommt Ihr dieses Mal mit oder nicht? Dieses Mal müsst Ihr mitkommen, weil der Aristide mit dem Autobus wegfährt, und wer weiß, wann dieser Vagabund wieder heimfindet.“ Das sagte meine Mutter an jenem Sonntag zum Großvater.

„Ich habe noch nie einen Fuß in die Kirche gesetzt, nicht einmal wegen der Arbeit. Kannst dir denken,

Termin

Andrea Rossi stellt sein Buch am 23. Oktober um 20.30 Uhr bei Kunst Merano vor.

dass ich mitkomme ... Und du, Aristide, gute Fahrt und führ dich ordentlich auf, kapiert! ... Wohin geht die Reise denn überhaupt?“ „Nach Sinich, Großvater, Sinich bei Meran. Auf Arbeit. Hinauf, in die Berge, an der Grenze zu Österreich, Großvater, aber das hab ich Euch doch schon gesagt.“ „Ja, ja, musst dich nicht gleich aufregen. Und außerdem bin ich ja auch in dieser Gegend gewesen, brauchst dir nichts einzubilden, Bürschchen. Dort oben am Tagliamento, fast am Meer, als wir einberufen wurden.“ „Großvater, wie oft soll ich es Euch noch sagen: Ihr seid in Marano gewesen, Großvater, in Marano und nicht in Merano. Der Ort, wohin ich gehe, liegt in den Bergen, wo in den Wäldern die Wölfe hausen und in den Tälern leben noch viele Leute, die deutsch reden, deshalb geh' ich da hin.“

„Dann gibt es halt ein deutsches Marano, was soll ich dir sagen. Oben an der Grenze, was? Gut, Aristide, dann geh hinauf an die



Grenze und behalte sie gut im Auge, denn für sie ist auch mein Bruder gefallen, der jüngere, der arme Paride. Du erinnerst dich an ihn? Und schreib erst gar nicht, denn hier kann außer dir sowieso keiner lesen.“

„Ich werde aber dem Onkel Luigi schreiben, denn der kann lesen und schreiben. Er wird Euch meine Briefe vorlesen.“

„Das stimmt allerdings. Dann mach das so, Aristide. Es ist ja gerade der Onkel Luigi gewesen, der dir in den Kopf gesetzt hat, dass du Lehrer werden musst, also ist es nur recht, dass er jetzt auch etwas für uns tut.“

„Ist gut, Großvater. Bleibt mir gesund und wohlauf; ich geh dann. Lebt wohl.“

„Geh, geh nur ... zu den Österreichern, geh!“

Und so bin ich genau an diesem Sonntag mit dem Halbzweiflerbus nach Mailand gefahren, mit der Ministerialbeauftragung in der Ja-



ckentasche. Wie ein Christenmensch bin ich losgefahren, mit meinen schön gewichsten Schuhen, dem guten Anzug und dem funkelneuen Koffer; doch nur zwei Tage darauf, hier in Sinich, war ich wieder ein Vieh und nichts weiter: Ein Muli zwar, aber eben ein Vieh. Da führt kein Weg daran vorbei; mein Großvater hatte tatsächlich recht. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, dann haben wir zu Hause im Dorf am Sonntag nicht wirklich etwas Besonderes gemacht. Nicht zuletzt, weil es für uns Bauern ja eigentlich keinen Sonntag gab. Die Kühe zum Beispiel, die wissen ja nicht, dass dieser Tag vom Herrn zum Tag der Ruhe bestimmt worden ist, oder? Und wollen gemolken werden. Morgens und abends. Wie immer. Und die anderen Tiere, auch die musste man füttern. Oder

wenn es an dir war, das Getreide mit dem Mährescher einzufahren, dann konntest du auch nicht gut zu denen vom Konsortium sagen: „Heute nicht, ist doch Sonntag. Wir sprechen am Montag darüber, danke.“ „Montag nächstes Jahr, danke!“, so hätten sie dir geantwortet, und aufnimmerwiedersehen Ernte. Aber es war Sonntag ... und eine Stimmung in der Luft! Es mag daran gelegen haben, dass sich alle eingefunden hatten, wir alle aus dem Dorf und von den umliegenden Bauernhöfen, all die, die konnten, und das genügte, um einen besonderen Tag daraus zu machen, völlig anders als alle anderen Tage. Bei uns, erinnere ich mich, ging man sehr früh in die Kirche, weil der Pfarrer aus der Stadt kam, denn dort gingen die Leute später zur Messe: gemächlich. So mussten wir Kinder auch an diesem Tag früh aufstehen.

Aber für mich war Sonntag nur Sonntag, weil es nachher ins Gasthaus ging. Seit ich zur Schule ging, hat mich mein Vater immer mitgenommen, jeden Feiertag, während die Frauen nach der Messe gemeinsam nach Hause gingen, um das Mittagessen zu bereiten. Sie hielten sich ein Weilchen auf dem Dorfplatz oder den Tennen zu einem Schwätzchen auf. Wir Männer hingegen gingen ins Gasthaus, alle. An die Beine meines Vaters gelehnt, folgte ich den Worten, und forschte die Gesichter aus und die Handbewegungen. Es war mir unmöglich, allem zu folgen, auch wenn ich es gewollt hätte. Und als wir wieder draußen waren, hatte ich den Kopf voller Halbsätze und voller Wortfetzen, voller Geschrei und Gelächter. Alles schwirrte mir im Kopf herum: ich war betrunken, betrunken von den Worten. Mein Vater war auch betrunken, aber richtig. „Vom Guten, ausschließlich vom Guten!“, sagte er.

Betrunken war er immer gut drauf, immer. Und jenes Stück Weg, jene zwanzig Minuten vom Dorfplatz zum Haus waren meine persönliche Gasthausecke, denn er griff alle gerade unterbrochenen Diskurse wieder auf und führte sie mit mir weiter und fragte mich, was ich davon hielt. Ich wiederholte dann, wie's gerade kam, Dinge,

die ich gerade vorhin aufgeschnappt hatte, und wartete gespannt darauf, welche Wirkung sie wohl haben würden. Wenn's gut ging, gab es ein Schulterklopfen, begleitet von einem „Sehr gut, mein Sohn!“; ging's daneben, dann gab es einen Tritt in den Hintern und ein „Halt den Mund, Schandmaul!“.

Die Fußtritte galten fast immer der Luft, denn betrunken, wie er war, erwischte er mich nie. Und dabei lachte er und redete, und redete und lachte. Immer.

Im Sommer, wenn wir durch die Hitze marschierten, die alles zum Kochen und die Vögel zum Schweigen brachte, die auch die Luft zum Stehen brachte und sie auf den Dächern, auf dem Getreide und den Stoppeln zum Flimmern brachte, und wenn es auf dieser Straße keinen Schatten gab, sondern nur den Staub, den unsere

Schritte aufwirbelten, eine sieden-de Stille und meinen Vater, der in diese Stille hineinpalaverte. Im Winter hingegen, auf dem Nachhauseweg der Nebel: ich spürte wie er in die Nase kroch, in den Mund, in die Augen, und dann sah ich nichts mehr, nicht einmal mehr in mir drinnen. Ich selbst war ein Stück Nebel, der dem Lachen meines Vaters folgte, um den Weg nicht zu verlieren.

Der Geruch trockener Erde und nassen Schnees, daran erinnere ich mich. Gerüche von Fleisch und Feuer. Gerüche von Wein und Glut. Gerüche, in denen du gerne graben und deine Höhle bauen möchtest, um sie nicht mehr zu verlassen. So waren meine Sonntage in meinem Dorf, drunten in der Ebene, zwischen dem großen Damm des Po und der weißen Straße in die Stadt.

Zur Person

Andrea Rossi, 1956 in Cremona geboren, lebt und arbeitet als Kultur- und Bildungsmanager in Meran. Im alphabetischen Verlag ist 2008 die Erzählung „Sinigo. L'acqua ci correva dietro“ erschienen, die im selben Jahr vom Teatro Stabile Bozen auf die Bühne gebracht wurde.



Auch hier in Sinich gehen die meisten nach der Messe ins Gasthaus. Allerdings nicht alle, denn die Herrschaften sind sich meistens zu fein. Sie haben ihre Bälle, am Nachmittag, aber dermaßen fein, dass da nicht einmal die Ingenieure hindürfen.

Das Wirtshaus gibt es noch gar nicht so lange, hier in Borgo Vittoria. Pompilio hat es eröffnet, an einem Samstag vor einigen Jahren. Die Tage davor haben wir ihn dauernd ein- und ausgehen und alles in die Bude tragen sehen, Tische und Stühle und all die Dinge, die er dann braucht. Er sah einen an, mit so einem Feiertagslächeln und großen Kinderaugen; er grüßte von weitem und schickte gleich eine Einladung hinterher: „Ihr kommt doch am Samstag, ich rechne mit Euch! Kommt zur Eröffnung, und wir feiern so richtig!“, und dann stapfte er unter seiner Ladung weiter.

An jenem Samstag saß ich mit Vittorio unten in der Küche vor dem langsam ausgehenden Herdfeuer, in die übliche Plauderei vertieft. Zu jener Zeit war ich noch Lehrer, da kam plötzlich Giovanni herein, der von der Schwefelabteilung. Er kam herein, einfach ohne anzuklopfen, und rief uns zu: „Was macht ihr beiden denn noch hier? Und deine Brüder, Vittorio, wo sind denn die?“

„Im Bett, warum? Was ist los, ist unten in der Fabrik etwas Schlimmes passiert?“ „Ach was; warum musst du denn immer das Schlimmste annehmen! Sie haben das Wirtshaus in Borgo Vittoria eröffnet, das wisst ihr doch auch, oder? Jedenfalls schenkt Pompilio heute gratis Wein aus!“ Er hatte das Wort gratis noch nicht einmal zu Ende gesprochen, da war Severino, ein Bruder Vittorio, schon aus dem Bett gesprungen: der schlief offensichtlich nur mit einem Ohr. Er zog sich in aller Eile an und rannte mit Giovanni ins Wirtshaus. Der hat sich dann einen angesoffen, aber einen dreimal gehelligt; sie haben ihn später an der Türschwelle abgesetzt, wo er weiterschlief. Der hatte einen ganzen Eimer voll Wein getrunken am dem Abend!